

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1908)
Heft: 2

Artikel: Perlfischerleben im roten Meere
Autor: Kaiser, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perlfischerleben im roten Meere.

Von Alfred Kaiser, Arbon.

Von Suez her, der südlichen Eingangspforte des weltbekannten Schiffahrtskanals, sticht ein kleines, geisterhaft über die dunkle Wasserfläche dahingleitendes Segelboot in die offene See.

Ein paar hagere, in rote Kopftücher und schwere Ziegenhaarmäntel verummte Gesellen und ein nach Affenart auf der hintern Schiffsrampe kauender Steuermann bilden die Besatzung des rätselhaften Fahrzeuges. Kraftvoll schwellt das vielfach geflickte, aber dennoch zerfetzte Dreiecksegel unter der frischen Landbrise. Das Kielwasser brodelt in schneeweissem Schaume hinter dem Boote her, und immer rascher durchfurcht der kleine Segler, dem fliegenden Holländer gleich, die schwarze Flut des leise rauschenden Meeres.

Zwei Riesendampfer mit blitzenden Scheinwerfern und langen Reihen elektrisch beleuchteter Lucken gleiten in nächster Nähe des Bootes vorbei. Sie sind von dessen Mannschaft wohl gesichtet, aber kein Zeichen der Bewunderung, kein Zeichen ergebenen Seemannsgrusses wird den beiden majestätisch dahinziehenden Schiffen gewidmet. Kommen diese Dampfer, woher sie wollen, und fahren sie, so weit das Wasser sie trage, hier, ausserhalb der gefährlichen Zone der Korallenriffe, können sie der Mannschaft des kleinen Fahrzeuges keinerlei Interesse abgewinnen. Ganz anders, wenn sie sich weiter südlich, in der Nähe der Riffe zeigten und etwa auf einer der vielen Untiefen mit ihren Kielen sich festrannten.

Das Sternbild der Plejaden, das Siebengestirn, ist jetzt am östlichen Horizonte aufgegangen, um bald wieder im ersten Morgenlichte des heranbrechenden Tages zu verschwinden. Lispelnd spricht der Steuermann die „Fâthe“, das Einführungsgebet des „Korân“, vor sich her und unterbricht damit den letzten Akt des stummen Nachtschauspieles. Die dunkeln Gestalten, die bis jetzt regungslos

um den knarrenden Mastbaum des Seglers hockten, bewegen und räuspern sich. Ihre gegenseitige Unterhaltung beginnt, und aus ihrem Gespräche können wir schliessen, dass wir Araber, und zwar Leute eines nomadisierenden Fischervolkes, „Areinât“, nach der hohen See hinaus begleitet haben.

Sie kommen von Suez und haben dort getrocknete Fische, Schildkrötenschalen und Perlmuscheln gegen Hirse, Kaffee und Zucker ausgetauscht.

Von dem verlassenen Ankerplatze wird kaum mehr und nur in verächtlichstem Ton gesprochen. Das Stadtleben mit seinen „Felláhen“ (Bauern) und Christen hat diesen Seeleuten in keiner Weise zugesagt. Die unheimlichen, düstern Wohnräume, die engen Gassen und das lärmende Marktgewühl haben nur drückend und beklemmend auf sie eingewirkt. „Djórdji“, der schlaue Christenfuchs, hat für die Perlmuscheln nur die Hälfte des gewohnten Preises bezahlt, und „Mohámed“, der dicke Bauernbengel, hat ihnen die Hirse viel zu teuer angerechnet. Sogar die lumpigen „Táuara“, die Sinaibeduinen, haben sich gegenüber diesen Fischersöhnen überlegen gezeigt. Sie haben für verfallene, aber niemals geleistete „Ráfaga“ (Schutzfreundschaft) zwei Taler gefordert und für Trinkwasserabgabe zudem noch zwei Ziegen und einen weitem türkischen Taler in Rechnung gebracht. Ein Sinaite hat dem Steuermann, als er in Suez längsseit einer Hafenmauer schlief, auch noch ein Paar funkelnagelneue Sandalen aus Seekuhhaut davongetragen. Kurz und gut, das sogenannte verfeinerte Kulturleben hat für diese Wassernomaden seine vielen, recht empfindlichen Schattenseiten gehabt.

Sie begrüßten daher um so freudvoller jene sieben funkelnden Sternlein am Rande der Milchstrasse, die ihnen schon so oft zum Glücke gewinkt, und die ihre Gedanken nun auf die kommenden Ereignisse der nächst folgenden Tage lenkten. Sie bewundern aber nicht den Glanz, nicht das regelmässige Erscheinen, Bleiben und Verschwinden dieser sieben Sternlein. Sie kennen auch die Sage nicht, nach welcher diese sieben Töchter des Atlas, von Zeus in flimmernde Sterne verwandelt, in ewigem Kreislaufe das weite Weltall durchreisen müssen. Sie kennen aber eine Nebenerscheinung ihres Kommens, das fast unmittelbare Erlahmen der bisanhin vorherrschenden südlichen Luftströmungen und das Einsetzen der Nordwinde, begleitet von häufigen Kalmen. Das bedeutet für diese Fischerstämme eine Periode ruhiger See und eines ergiebigen Perlmuschelfanges im nördlichen Teile des roten Meeres, eine allmähliche

Erwärmung des Seewassers und zum Schlusse des Sommers dann das frohe Fest der Dattelernte.

Unsere „Areinât“ kennen die Plejaden daher sehr wohl; auch den Orion, Sirius, Krebs und grossen Bären, und wie sie alle heissen, die vielen Sterne und Sternbilder, denen wir Kulturmenschen, wenn wir nicht gerade zu einer besonders gelehrten Kaste gehören, fast keinerlei Interesse mehr entgegenbringen. Die Araber haben zwar verschiedene Namen für ein und dasselbe Sternbild, und sie rechnen verschieden nach ihnen, je nach dem Stamme, der Sprachgruppe oder der Erwerbsklasse, zu welchen sie gehören. Aber sie wissen sich alle nach ihrem Sternkalender einzurichten, der Araber aus dem heiligen Pilgergebiete sowohl, wie der afrikanische „Móghrebi“, der jagende Beduine, wie der fischende Küsten- und Inselbewohner, der Bauer, wie der reisende Händler und der vagabundierende Derwisch, alle ohne schriftliche Traditionen, ohne Sternkarten und ohne die Benützung des Kompasses. Sie rechnen nach ihren eigenen, ihnen wichtig erscheinenden Zeiten, nicht nach dem religiösen Mondjahre, wie der naturentfremdete Schriftgelehrte, sondern nach Sternen und Sternbildern, die vor Tagesanbruch über dem Horizonte stehen oder sonst eine bestimmte, leicht zu beobachtende Lage am Firmamente haben.

So auch die „Areinât“, die nach den Perioden des „Sâba“, des „Kâka“, „Hémer“, „Trai“, „Kosi“, „Mérsem“ etc. ihr Jahr einteilen und dabei ziemlich sicher wissen, welches Wetter sie nach dem Erscheinen oder Verschwinden dieses oder jenes Sternbildes zu erwarten haben. Immer trifft es ja nicht ein, dass diese „Wásm“ das Wetter richtig anzeigen; im allgemeinen aber ist das Klima des roten Meeres und der ihm angrenzenden Küstengebiete ein so regelmässiges, dass ein Versagen der Prognose, das „Fasâd el Wásm“, nur äusserst selten vorkommt.

Auch dieses Jahr haben die Plejaden nicht geflunkert. Sie haben wahr gedeutet und an Stelle der winterlichen Südwinde eine lebhaftere Windströmung aus dem Norden hervorgezaubert.

Unsere kleine, bald links, bald rechts sich neigende Barke fliegt seit Tagesanbruch nur so vor dem Winde hin, vorbei zwischen den langen Tafelbergen des „Atâka“, der „Kalâla“ und des Sinai. Wir haben den „Djébel Rhârib“ (den fremdartigen Berggipfel) und den „Djébel Serbâl“ (den eigentlichen Sinai, wo Moses seine Gesetze verkündet haben soll) schon am Mittage passiert und finden uns

etwa in der Breite von „el Tor“, einem kleinem Hafenplatze am Ausgange des Golfes von Suez. Alles ist in einer raschen Bewegung nach Süden begriffen; nicht nur unser Boot, sondern auch die turmhohen Sandhosen drüben auf dem afrikanischen Festlande, die schäumenden Wellenkämme des Meeres und die ganze Wassermasse, soweit wir sie mit unsern Blicken in die Tiefe zu ermessen vermögen. Das Meer strömt ab, es teilt sich über dem Rücken der neben uns auftauchenden sonst submarinen Korallenriffe. Seine Fluten branden und bäumen sich über die nahen Landzungen, und hinter uns, im Norden, türmt sich eine Mauer grauen Dunstes auf, als Zeichen eines heftigen „Schérru“ oder Sturmwindes. Nach starken, anhaltenden Nordwinden wird ein derartiges Fortströmen des Wassers nach südlicheren Meeresteilen öfters beobachtet. Grosse Riffflächen werden dabei blossgelegt, sodass man oft stundenlang trockenen Fusses da herumwandern kann, wo das Wasser selbst zur Ebbezeit einem bis über die Hüfte zu reichen pflegt. Der Vorgang erinnert unwillkürlich an den biblischen Bericht vom Untergange des pharaonischen Heeres, als es die flüchtenden Juden verfolgte, die in der Nähe von Suez den niedern Isthmus überschritten haben sollen. Tritt nach dem Abfließen des Wassers für einige Zeit Windstille ein, so strömt es dann wieder zurück und veranlasst eine furchtbar aufgeregte See, wenn eine neue nördliche Luftströmung auf die ihr entgegengesetzt fließenden Fluten einwirkt.

Die Schifflente haben eine Angelleine, beschwert mit einem grossen Bleistücke hinter dem Schiffe ausgeworfen. Schon hat sich ein meterlanger tunähnlicher Fisch an dieser Leine gefangen. Es ist eine Cybiumart, mit scharfem Hechtgebisse und schwarzen Querbinden auf der blei- und silberfarbenen Körperhaut. Der Fisch soll von einem zehnjährigen Knaben, der wie vorgezaubert plötzlich zwischen der Schiffmannschaft emportaucht, zum Abendmahle hergerichtet werden. Die mädchenhaft mit rotbraunem Hennateige gefärbten zarten Knabenhände greifen nach dem Gürtelmesser und bringen den wütend um sich schlagenden, bissigen Raubfisch mit einem tiefen Nackenstiche zur dauernden Ruhe. Dann leuchten die grossen, durch schwarze Wimpersalbe besonders reizvoll hervorgehobenen Knabenaugen noch einmal auf zum alten Steuermanne, und rätselhaft, wie gekommen, so verschwindet die merkwürdige Jugendgestalt auch wieder, diesmal in dem Halbdunkel des niederen Schiffvorderdeckes.

Der Sonnenball taucht glutrot in die graue Dunstschicht unter. Und der Steuermann, er nennt sich „Réis Djühr“ (der krystallklare Edelstein), er führt seit nunmehr 15 Stunden das leichte Fahrzeug durch die tobenden Fluten. Ein kleines Stück harten Brotes, in Fett und Melasse getaucht, und zwei winzige Tassen Kaffee, die ihm während des Tages von der Mannschaft gereicht wurden, sind alles, was der wetterharte, graubärtige Greis heute zu sich genommen hat.

Wir nähern uns der Strasse von „Djobal“, einer der berüchtigsten Schiffahrtspassagen des roten Meeres. Fast an jedes der umliegenden Riffe knüpft sich die Erinnerung an Schiffbruch und schwere Havarien. Dort, schon hinter uns, in der Richtung von „el Tôr“, liegt die Stelle, wo „Réis Djühr“ vor Jahren einmal grosse Beute machte an Baumwoll- und Leinenstoffen, die von einem dort havarierten Kauffahrteidampfer ballen- und kistenweise über Bord geworfen werden mussten. Die Laterne auf dem Mastbaume unseres kleinen Seglers stammt noch aus jenen Tagen legitimer Empfangnahme des Strandgutes. In jener weissen, schäumenden Brandungslinie, die sich zu unserer Linken hinzieht, liegt ein deutscher Dampfer, an dessen Plünderung und endgültiger Inbrandsteckung der „Krystallklare Djühr“ auch noch Teil genommen hat. Hier wieder ein Riff, wo die Ladung eines englischen Steamers den arabischen Fischern in die Hände fiel. Da „'Ailli“, eine andere Korallenbank, wo mit dem Schwerte gegen die Mannschaft eines gestrandeten Kauffahrteidampfers gekämpft wurde! Weithin sichtbare Leuchtfeuer, das eine weiss mit ab- und zunehmendem Glanze, das andere mit abwechselnd weissem und rotem Lichte, „'Aschrafi“ und „Schéduan“, markieren zwar das Fahrwasser, doch vergeht kaum ein Jahr, wo nicht einer oder mehrere der vorbeikommenden Dampfer auf diesen Riffen sich feststrannten. Die Segelbarken der „Areinât“ und aller übrigen in der Umgebung der Djobalstrasse sich herumtreibenden Fischerstämme, der „Abs“, „Hassanîeh“, „Djehêne“, „Keséise“ etc. sind dann mit Windeseile am Schiffe erschienen, und wehe dem gestoppten Steamer, wenn ihn seine Mannschaft gegen die frechen Gesellen nicht zu halten vermag. Mit List und Gewalt suchen diese Araber der wertvollen Ladung sich zu bemächtigen. Kisten und Ballen werden aus den tiefsten Laderäumen hervorgerissen, die Maschinen werden nur der verkäuflichen Metallteile wegen zertrümmert, die Takelage wird ihrer Raen und Taue beraubt, und rastlos, Tag

und Nacht, hausen die Vandalenhände, bis von dem stolzen Fahrzeuge kaum einige massive Eisenreste mehr übrig geblieben sind.

Tiefe Nacht ist über unserm geisterhaften Segler hereingebrochen. Er hat vor kurzem seinen Kurs geändert, das Meeresrauschen verstummt allmählich und plötzlich finden wir uns in fast spiegelglatttem Fahrwasser. Die Barke ist in den Windschatten einer ziemlich flachen, langen Insel gesteuert und schon nach wenigen Minuten wird auf sandigem Grunde der kleine dreizackige Anker ausgeworfen. Zwei der Seeleute steigen über Bord und begeben sich, brusttief durch das Wasser watend, nach dem fahlen, in der Dunkelheit kaum erkennbaren Uferstreifen. Eine Feuerstrasse, die Lichtzone aufgeschreckter und in diesem Reizzustande phosphoreszierender Meerestierchen, bleibt einige Sekunden hinter den Männern her sichtbar, dann verschwindet sie mit zartem Nebelglanze. „Réis Djühr“, die zwei andern Seeleute und der nun auch wieder zum Vorschein gekommene Schiffsjunge bleiben im Boote zurück. Jetzt wird von dem Knaben die Mahlzeit aufgetragen: ein Holzbecken voll Hirsebrei mit einigen Stücken des erbeuteten Raubfisches. Die drei Männer greifen tüchtig zu und geben dann die bis auf spärliche Breireste geleerte Schüssel, sowie das schlechteste Fischstück dem kleinen Jungen zur weiteren lukullischen Bearbeitung zurück. Auch dieser hat den bescheidenen Abendbissen bald verschlungen. Als Extrabelohnung für seine Kochdienste erhält er von „Djühr“ noch eine zum Stummel abgerauchte Zigarette. Dafür stiehlt er einige Minuten später dem Steuermanne wieder einen Brocken Zucker aus der Vorratstruhe. Der gestrenge Meister wird den Diebstahl zwar sicher entdecken; es tut aber nichts zur Sache, der Knabe ist sein ganz besonderer Liebling.

Kurze Zeit noch glimmt ein schwaches Kohlenfeuer in der mit Sand und Asche ausgefüllten Herdkiste. Dann legen sich alle schlafen, ganz in ihre taudichten Mäntel eingehüllt, wie mächtige Blutwürste auf dem engen Raume des kleinen Bootes ineinander verbogen und zusammengedrängt. „Hâmed“ und „Hamdân“, die beiden aus der Barke gestiegenen kommen nicht wieder. Sie haben trotz der grossen Dunkelheit das Lager ihrer Familie auf der Insel gefunden und erzählen nun bis zum Morgen hinein von ihren merkwürdigen Erlebnissen in Suez, vom fahrenden „Babûr el ádjela“ (der Eisenbahn), vom reichen „Djórdji“ und seinen grossen Häusern, vom übertölpelten Fellahen „Mohámed“ und last not least natürlich auch von den gestohlenen Sandalen des „Réis Djühr“.

Der Morgen dämmert. Wir halten Aussicht über die vom blauen Meeresspiegel umrahmte Insel. Das Djühr-Boot ist bereits wieder von seinem nächtlichen Ankerplatze verschwunden. Es taumelt draussen in der hohen See in der Richtung gegen das Kap Mohamed hin. Wir werden es später wieder einholen.

Und diese Flachinsel? Märchenhafter noch als der flüchtige Segler, der uns hieher gebracht hat. Nur am Strande, teilweise im Wasser stehend, einige Schôra-Sträucher (sog. Mangroven); kein Haus, kein Zelt, kein Grashalm auf dem öden Eilande. Aber dennoch, ganz unten an der Insel, eine mehrköpfige Menschengruppe im Schutze eines umgelegten und auf das Ufer gezogenen Segelschiffes. Man möchte das Ganze eher für einen Korallenfels, von Seevögeln besetzt, als für ein Fischerlager halten. Von tieferem Fahrwasser aus kann man die Stelle nicht einmal sehen, denn sie ist völlig verdeckt durch eine kleine vorgelagerte Mangroveninsel. Wir sehen aber ganz genau. Es sind Menschengestalten, drei Männer, zwei Frauen und einige Kinder, die dort im Schatten des umgelegten Bootes um ein rauchendes Morgenfeuer lagern. „Hâmed“ und „Hamdân“ befinden sich auch darunter; wir erkennen sie sicher an den roten Kopftüchern, in welchen sie von der übrigen Gesellschaft sehr deutlich abstechen. So verbergen sich die „Areinât“ vor der unerbetenen Konkurrenz anderer Fischerstämme, vor den weit draussen zwischen den gefährlichen Riffen sich durchastenden Kurschiffen und selbst sogar vor den kleinen Zollkuttern, die von Zeit zu Zeit die Hauptinseln des roten Meeres nach verdächtigem Schmuggler- und Piratenvolke absuchen.

Von was leben aber diese vereinsamten Leute hier? Nun, das sehen wir bald, wenn wir dem Strand entlang zu jenem Lager schreiten. Da stossen wir auf grosse Haufen, ja auf ganze Hügel von Muschelschalen, Fischgräten, Schildkröten- und Seekuhknochen, die als Mahlzeitreste von diesen Leuten zurückgelassen werden. Sie deuten auf eine alte Existenz solcher Fischerstämme hin. Griechische Schriftsteller haben schon in den Cheloniophagen und Ichthiophagen (den Schildkröten- und Fischfressern) des roten Meeres berichtet, und zweifellos liesse sich durch eine genaue Untersuchung dieser Mahlzeitüberreste das Leben und Treiben jener Menschen bis in das tiefste, traditionslose Altertum hinein verfolgen. Wir würden in diesen südländischen „Kjokkenmöddinger“ wohl nicht nur die Spuren verrosteter Metallgeräte finden, sondern vielleicht noch jene merkwürdigen Entwicklungsformen uralter Steinwerkzeuge, wie sie der

rastlose Geist des ägyptischen Gelehrtennestors, Professor Schweinfurth, in geradezu verblüffender Menge schon am Nil und auch tief in der Wüste, am grossen Salzsee von Tunesien, zu entdecken bestimmt war.

Wochen-, ja monatelang leben solche Inselnomaden allein nur von Muscheln, Schnecken, Fischen, Schildkröten, Seekuhfleisch und gefundenen Eiern.

Die Riesenmuschel *Tridacna*, von 20—50 Centimeter Länge, ist wie dazu geschaffen, dem armen Naturmenschen das Nötigste zum Leben anzubieten. Ihre fleischigen Mantellappen, auf dem Feuer zugerichtet, bilden denn auch ein gewöhnliches Nahrungsmittel, wenn die Fischer beutelos nach ihrem Kleinlager zurückkehren. Ist kein Feuerholz erhältlich, so helfen auch die kräftigen, schneeweissen Schliessmuskeln der „Bísra“, in rohem Zustande genossen, über den ersten grossen Hunger hinweg.

Eine hervorragende Rolle im Haushalte der nomadisierenden Fischer spielen auch die Flügelschnecken, Teufelsklauen, und kleinere Schneckenarten, die massenhaft auf den Riffen und in ihren Lagunen gesammelt werden.

Vor allem aber sind es die Fische, welche die Hauptnahrung dieser Leute bilden. Nicht nur die unzählbaren Schwärme kleiner und mittelgrosser Riff-Fische, die mit dem Korbe und dem Netze gefangen werden, sondern auch die grossen Raubfische, welche man in der Tiefe der Riffbrunnen und Riffkanäle angelt oder auf offener See mit der Zugleine an den Köder lockt.

Da sind es in erster Linie verschiedene Äschenarten, Barben, Brassens und Kleinbarsche, welche scharen- und truppweise das Seichtwasser der Uferzone durchziehen, um während der warmen Jahreszeit ihren Laich dort abzulegen, oder im Schutze der Riffbarriere und der Seegraswiesen ihre Jugendzeit zu verbringen. Wenn sich diese Fische von kleinen Mollusken und Krebsen nähren, und nicht gerade von nesselnden Korallentieren, so ist ihr Fleisch ein sehr geschätztes. Es dient den Fischern dann nicht nur zu ihrem eigenen Lebensunterhalte, sondern der „Hüt“ wird vielfach auch eingesalzen und als Handelsartikel in den nächsten Hafentplätzen verkauft. Als mittelgrosse Uferfische sind ferner Bastardmakrelen, Trughechte und Plattköpfe zu erwähnen, die zeitweise in grossen Mengen gefangen werden und den Fischern oft für Wochen hinaus ein sorgenfreies Leben bringen. Unter den Kleinfischen, die als Nahrungsmittel in Verwendung kommen, sind Sardinien, Sar-

dellenarten, Schlamm- und Schnäpperfische fast die einzigen, welchen systematisch nachgestellt wird. Von einem Sardinien- oder Sardellenfange, wie wir ihn aus unsern heimischen Gewässern kennen und wie er auch an der afrikanischen Küste des Mittelmeeres betrieben wird, kann hier aber nicht die Rede sein. Die Tiere erscheinen zu unregelmässig an der Küste, als dass man sich für ihren Fang besonders einzurichten pflegte. Ungünstige Ufer- und Verkehrsverhältnisse, die Indolenz der Araber, sowie ein mangelhafter Absatz in den Hafensplätzen hindern aber in erster Linie die Entwicklung dieses Fischfanges.

In den tiefern Gruben und Kanälen der äussern Riffzone, sowie am Abhange der Riffe gegen das offene Meer hin, werden Zackenbarsche, Schriftbarsche und andere ihres ausgezeichneten Fleisches wegen sehr beliebte Perciden gefangen. Hier werden auch Pfeilhechte, Muränen und grosse Meeraale geangelt, denen unachtsame Fischer aber sehr oft schon zur eigenen Beute wurden. Der Pfeilhecht oder „Agâm“ ist wohl eine der gefährlichsten Fischarten, welche das rote Meer beherbergt. Er lauert wie eine Katze auf seine Beute, oft zu zweien und dreien vergesellschaftet, und stürzt dann, wie vom Wahnsinne besessen, mit bestialischer Wut auf seine Opfer ein. Die Gliedmassen eines Menschen zerhackt er mit seinem furchtbaren Gebisse wie mit Säbelhieben, und er hört mit seinen Wutausfällen nicht eher auf, bis er seine Beute in einer Wolke roten Blutes unter den Wasserspiegel versinken sieht.

Muränen und Meeraale sind nicht viel besser als der gefürchtete „Agâm“ oder „Nímr el báhr“ (Seeleopard), wie die Araber den verhältnismässig kleinen Reissfisch auch nennen. Sie halten sich in den cavernösen Vertiefungen der Korallenbauten verborgen, und sind oft mit aller Gewalt nicht aus ihren Höhlen herauszubringen. Wehe dem unvorsichtigen Menschen, wenn er sich mit Händen oder Füßen zu tief in diese Korallenbauten wagt und zufällig dem Verstecke eines solchen Schlangenfisches nahe kommt. Langsam aber sicher greift der weite Rachen nach dem Opfer, und wenn er einmal festgefasst hat mit seinen starken Kiefern, so lässt er nicht mehr los, wie sehr sich der Gefesselte gegen diesen Angriff auch wehren mag. Hülflos und ermattet muss der in einem solchen Folterbrunnen festgebannete Fischer dem Todesengel der steigenden Flut entgegensehen.

Manche dieser vereinsamten Seeleute sind den gefährlichen Raub- und Aasfischen schon zum Opfer gefallen, aber sie lassen sich durch die

Gefahren ihres Berufes doch nicht abhalten. Sie machen auch die hohe See zu ihrem Jagdrevier, und ziehen hinaus auf leichten Kähnen, stundenweit vom Riffsrande und den sichern Hafenbuchten entfernt.

Hier auf der offenen See erbeuten sie die feinschmeckenden Makrelen, die farbenprächtigen Boniten und die Tunfische, grosse Hechte und unabsichtlich auch hie und da einen mächtigen Menschenhai. Ueberraschende Gewitterstürme, Trinkwassermangel und Anrumpelung der kleinen, schwachen Fahrzeuge durch riesige Wale und hungrige Haifische sind auf diesen Wegen ihre stillen Gefahren. Aber auch sie werden bald wieder vergessen, wenn die Boote dem Lande zusteuern, nach dem grossen Muschel- und Knochenhügel, wo die Angehörigen den kühnen Fischer erwarten.

Da winkt dem heimkehrenden „Aréini“ wieder neue, grosse Freude. Die Kinder haben während seiner Abwesenheit im sandigen Flutwalle der Insel eine Menge von Schildkröteneiern gesammelt und einen der grossen Panzerträger auch gefangen genommen. „Atéiga“, die sperberäugige Fischersfrau, hat am Morgen Sirenen gesichtet, in einer stillen Bucht an der gegenüberliegenden Mangroveninsel. Sie hat zu ihrem Fange schon ein schweres, aus Palmbast hergestelltes Netz in Ordnung gebracht. Die Männer wollen am nächsten Morgen zwar, „wenn sie die Sonne im Rücken haben“, den Tieren mit Harpunen zu Leibe rücken; ihr Jagdplan scheitert aber an der Ungeduld der Frauen und Kinder, welche den „Seestuten“ noch gleichen Tages eine sichere Falle stellen möchten. So wird denn am Abend noch das starke Taunetz im Meere versenkt, an jener Stelle, wo die Sirenen erspäht wurden, und wo die jagdkundigen Fischer nun auch die Wühlspuren der beiden Tiere entdeckten. Sie ersehen aus diesen Spuren, dass sich wenigstens eine der Seekühe in der Bucht befindet. Und siehe da, ein wohl vier Meter langes, plumpes Robbentier hat sich am nächsten Morgen schon in den Maschen des Netzes verfangen. Leblos liegt es einige Meter tief unter dem Wasserspiegel auf dem aufgewühlten Tangrasen. Es ist auf seinem submarinen Weidegange in das aufgestellte Netz geraten und dann wehrlos erstickt in dem tückischen Elemente, das ihm bis dahin so trefflichen Schutz vor den Verfolgungen des Menschen gewährt hat. Tagelang schmort nun Sirenenfleisch in dem kleinen Fischerlager. Grosse Blechbüchsen, ehemalige Petroleumtins, eine jede zirka 18 Liter fassend, werden mit dem beliebten Fette gefüllt. Die dicke Haut, in lange Streifen geschnitten, wird sorgsam in der Luft getrocknet. Das Fett kommt nach dem Hauptlager, wo es während der nächsten Saison

der Perlenfischerei zu Küchenzwecken verwendet wird, und die Haut, „Lotùm“, findet auf den nächsten Hafentmärkten ihren sicheren Absatz. Sie wird von den Beduinen zu Sandalen verbraucht und bringt den Fischern einen Gewinn von 4—7 Talern ein.

Wo haben diese in kleinen Gruppen herumvagabundierenden Fischer nun aber ihre grossen Zeltlager?

Da müssen wir „Djühr“ folgen, der mit seinem Segler nach Osten steuerte, zu den bergigen Eilanden, die sich der arabischen Küste vorlagern.

Hier ist es auch schon, jenes kleine, lottrige Fahrzeug, auf dem wir nun den nördlichsten Teil des roten Meeres durchsegelt haben. Es ankert in einer weiten, stillen Bucht, umgeben von einer Anzahl gleicher Fahrzeuge. Hinter jedem der Schiffe befinden sich mehrere Einbäume, die wie dunkle Krokodilkörper aus der silberglänzenden Wasserfläche hervorstecken. Am Strande der grossen Insel herrscht reges Leben, ganz anders als auf dem verlassenem Eilande, wo Sirenen und Schildkröten sich in die stille Einsamkeit einiger Menschen teilen. Grosse, schwarzbraune Ziegenhaarzelte erheben sich über dem sandigen Meeresstrande. Zahlreiche Kinder und Männer umstehen diese Zelte, und vereinzelt Kleinviehherden ziehen, von schwarzverhüllten Frauen begleitet, nach dem grünlich schimmernden Abhange einer lichtgebadeten Bergeshöhe. Belebende Winterregen haben die oft jahrelang in wüstenhafter Dürre verharrende Insel zu einem Garten duftender Kräuter umgewandelt. Ziegen und Schafe klettern nun auf den Felsen und auf den grünenden Schutthalden herum, von den Fischern auf Segelbooten weit aus dem Süden hiehergebracht. In den Bergschluchten, wo die niederstürzenden Regen im Laufe der Jahrhunderte tiefe Brunnen in das Gestein gegraben haben, finden wir nun volle Wasserbassins, das Grosslager am Strande auf ein bis zwei Jahre hinaus mit Trinkwasser versehen. Auf der nächsten Insel, ebenfalls von diesen befruchtenden Regen betroffen, lagern die „Abs“ mit ebenso vielen Zelten und ebenso zahlreichen Kleinviehherden. Ihre Schiffe haben sich zu einer kleinen Flottille versammelt, bereit mit den „Areinät“ und den noch weiter südlich ankernden „Djehêne“ zusammen für die Perlenfischerei ihre Anker zu lichten.

Ein neuer Morgen bestrahlt die glücklichen Inseln mit ihren sorglosen Nomadenkindern und Ziegenherden. Die schwarzen Zelte stehen alle noch an ihrem Platze; um sie herum ist es aber ruhiger geworden. Die Segler mit ihren Einbäumen sind bis auf ein einziges

Boot alle verschwunden und mit ihnen die vielen Männer, die gestern noch den Strand belebten.

Die Schiffe liegen nun weit ab auf offener See, am Rande eines meilenlangen Korallenriffes. Der Riffrücken mit seinen Brunnen, Kanälen und Untiefen hebt sich von dem satten Blau der grösseren Tiefen durch seine hellgrüne Färbung so deutlich ab, dass man von einem Ballon aus die Umrisse des Riffes selbst ohne Lotungen auf den Meter genau feststellen könnte.

Vorsichtig patteln die Einbäume über diese äussere, an einzelnen Stellen durch eine leichte Brandung noch extra gut markierte Randzone hinaus. Sie ziehen vereinzelt braunen Flecken nach, welche grössere Vertiefungen auf dem Rücken des Riffes bedeuten. Hier flutet das Meer auch zur tiefsten Ebbe noch 3—5 Meter hoch über die Korallen hin. Es findet daher an allen solchen Stellen eine konstante Zufuhr frischen, mit Millionen von pelagischen Kleintieren belebten Wassers statt, die ihrerseits eine ungestörte Ernährung der in solchen Vertiefungen angesiedelten Korallen, Muscheln etc. ermöglicht.

In diesen tieferen Kanälen und Korallenbrunnen haben sich auch Perlmuscheln festgesetzt, entweder auf dem feinen Schlamm am Boden oder auf den farbenprächtigen Korallengallerien, welche jenen braunen Rifflecken nach abwärts umsäumen. Alle diese Stellen werden von den Perlfischern aufs gründlichste durchspäht, nicht nur mit dem unbewaffneten Adlerauge des Halbkulturmenschen, sondern auch mittels blecherner Guckkasten, auf deren Unterseite eine Fensterscheibe eingelassen ist, die unter Wasser getaucht, den störenden Glanz der spiegelnden Meeresfläche zu beseitigen imstande ist.

Mit solchen Guckkasten gewinnt man nun eine wunderbare Einsicht in das Leben und Treiben der so farbenreichen und merkwürdigen Riffwelt. Vor lauter Farben und bizarren Körperformen wird der Ungeübte kaum eine der unscheinbaren Perlmuscheln entdecken können, welche die nackten Taucher nun jeden Augenblick aus der Tiefe emporholen.

Da bilden vier bis sechs Meter im Durchmesser aufweisende Porites-Stöcke, versenkten Käselai ben nicht unähnlich, eine natürliche Treppe hinunter in das gähnende Dunkel eines Korallenbrunnens. An anderer Stelle wieder sind es Mäandrinen, die eine derartige Treppe zu der Tiefe bilden. Hier wieder wuchern baumförmige

Madreporen, ein dichtes Astwerk aufbauend, an der bunten Brunnenwand. Weisse, gelbe, rote und violette Kalkalgen verbinden die Stämme dieser Baumkorallen und dazwischen leuchten wie Zierblumen die vielfarbigen Seeanemonen und dunkelgrüne Alcyonarien hervor. Den Eingang zu den zahlreichen Korallenhöhlen versperren die feinen, lanzenförmigen Stacheln des Diadema-Igels oder die abgerundeten Kalkspatstacheln, eines zur Gattung *Cidaris* gehörenden Seeigels. Aus den gelben Schalenrändern einer Riesenmuschel funkelt der bunte Mantelsaum seines innewohnenden Tieres, und zwischen all den festgebannten Farben ziehen Scharen metallisch schillernder Kleinfische vorbei. Aus dem Dunkel einer Höhle glänzt das Phosphorange eines lauernden Polypen zu uns herauf. Ellenlange Lippfische, wie Papageien so farbig, schwimmen einer Korallenstrasse entlang in den nächsten grösseren Brunnenkessel. Wir folgen ihnen und stossen auf dem Wege noch auf eine Menge, teils durch ihre Farbe, teils durch ihren absonderlichen Körperbau unsere Aufmerksamkeit beanspruchende Fischarten. Da gondelt ein sogenannter Kofferrisch, einer hübsch geschnitzten Schmuckbüchse nicht unähnlich, mit seinem weichen Ruderschwänzchen und seinen feinen Flossen durch das blaue Wasser. Vor uns, als unbehüllicher Ball, einem im Meere gestarteten Miniaturballon vergleichbar, schwimmt ein Kugelfisch auf der Wasseroberfläche. Er hat sich nach seiner besondern Art wohl vor jenen ungeschlachteten Haien gerettet, deren dunkle Leiber wie Schattenbilder soeben in der Tiefe verschwinden.

So sehen wir neues und immer wieder neues vor unsern Augen sich entrollen. Wir denken an die kamelmäulige, hässliche Sirene zurück, die nach alten Legenden den Menschen durch ihre Schönheit und ihren Gesang berücken und zu sich in die Tiefe locken soll. Wir erinnern uns des vielarmigen Octopus, wie er mit seinen unheimlichen Phosphoraugen aus dem Brunnendunkel funkelte und wie er als riesiges Ungeheuer, das Schiff und Mannschaft zu sich in den Abgrund zieht, heute noch in den amerikanischen Seemannsköpfen spuckt. Wir sehen hier auch den Riesenaal, der mit bestialischer Grausamkeit seine Opfer unter das Wasser fesselt, und den „Agâm“, wie er eben unter einem Schwarme von Makrelen sein blutiges Maulwerk verrichtet.

Unsinn, übertriebene Dichtung und Wahrheit, sie alle finden ihre Erklärung in dem überaus fesselnden, allen Formen- und Farbensinn und alle menschliche Phantasie übertreffenden Riffleben des roten Meeres.

Man sollte nun glauben, dass die arabischen Perlfischer, immerfort umgeben von dieser märchen- und grauenhaften Zauberwelt, eine besonders reiche Phantasie zur Schaffung von Legenden und Dichtungen entwickelt hätten. Da täuscht man sich aber ganz gewaltig. Man erstaunt über die Nüchternheit, mit welcher sie allen diesen Erscheinungen entgegentreten. So wenig als der arabische Beduine seine wilden Berggipfel und öden Talschluchten mit mythischen Vorstellungen zu verbinden pflegt, so wenig wissen diese Fischer die schauerhaften Bösewichter oder die bunten Gestalten dieser Riffwelt mit phantastischen, mythischen Vorstellungswesen in Verbindung zu bringen. Sie kennen das Reale der sie täglich umgebenden Gefahren, und die Farben- und Formenpracht der stetig unter ihren Blicken hinziehenden Lebewelt ist ihnen zu gewohnt, als dass sie diese oder jene Erscheinungen in das Reich der Mystik ziehen wollten. Der nächtliche Uhoruf von den Klippen einer öden Felseninsel, der Lockton einer unsichtbaren Zikade oder die sonderbare Stellung einer fremdartigen „Gottesanbeterin“ vermögen ihre Phantasie viel eher zu entfesseln, als alle diese alltäglichen Erscheinungen des uns so märchenhaft erscheinenden Seelebens.

Darum sehen sie auch die unscheinbaren Perlmuscheln viel besser, als wir mit unserm vor Entzücken und ungewohntem Schreck überreizten Auge. Alle paar Minuten taucht eine ihrer Gestalten unter den Wasserspiegel, die eine nur wenige Meter tief nach dem oberflächlichen Teile einer Riffwand, die andere hinunter auf den Grund, oft über 30 Meter unter den Wasserspiegel.

Die besten Taucher sollen sich unter den Negern finden, die, aus den obern Nilgebieten stammend, früher öffentlich und sehr häufig, jetzt nur noch als Schmugglerware und vereinzelt unter den Küstenarabern des roten Meeres verhandelt werden. Selbstverständlich gibt es aber auch unter den Arabern sehr hervorragende Taucher. Durchschnittlich wird auf 5—10 Meter getaucht; Leistungen bis auf 15 Meter Tiefe werden aber immer noch zu den mittelmässigen gerechnet. Je nach der Tiefe, aus welcher die Muscheln heraufgeholt werden, bleiben die Leute 30—60 Sekunden unter Wasser. Sie bedienen sich, um in grosse Tiefen zu gelangen, einzig und allein eines Steines, der durch einen Schnurzug vom Taucher losgelöst wird, sobald er die Muschelbank erreicht hat. So wird wochenlang von den Leuten getaucht ohne eine grosse sichtliche Ermüdung.

Es sind zum mindesten zwei, vielleicht aber auch mehrere Arten von Perlmuscheln, die von diesen Tauchern gesammelt werden: eine starkschalige, grosse Art, die sogenannte „Sádefa“, welche ihrer Perlmutter wegen gefischt wird, und kleinere Arten, „Bilbil“, in denen man nach wertvollen Perlen forscht. Natürlich laufen bei der Suche nach solchen Muscheln auch mancherlei andere kostbare Funde unter: Perlen aus Pinnaarten und gewissen Schneckenschalen, schwarze Korallen, „Jüsser“, die zu Zigarettenspitzen und Rosenkränzen verarbeitet werden, und, wie mir von glaubwürdigen Fischern schon versichert wurde, auch die „Mordjâna“ oder die echte, rote Edelkoralle.

Die Verbreitung der Perlmuscheln im roten Meere ist natürlich an das Vorkommen mehr oder weniger ausgedehnter Riffgebiete gebunden. Sie beschränkt sich daher auf die von Korallenbänken begleitete Uferzone, die Umgebung der grössern Inselgruppen und auf die links und rechts des grossen, mittleren Fahrwasserkanales sich hinziehenden Wallriffe. Sehr ergiebige Muschelbänke finden sich an der italienisch-abessinischen Küste, namentlich in der Assab-, Hanfila- und Hauakilbucht, sowie in der Nähe von Massaua, in dem Seichtwasser des Dahlakarchipels. Gute Bänke finden sich auch gegenüber, an der arabischen Küste, von „Mocha“ bis zu den Fersaninseln hinauf. In geringerer Menge fischt man die Muscheln längs der sudanesischen und ägyptischen Küste, zwischen „Suâkin“ und „Kossér“, sowie auf der arabischen Seite, in der Umgebung von „Djédâ“, „Témbo“ und „el-Wúdj“. Die nördlichsten von den Perlfischern noch regelmässig besuchten Bänke endlich liegen um das „Râs Mohámed“ und im Golfe von Suez, an der „Sebil-“ und „Abu-Suêra“-Bucht. An allen diesen Lokalitäten wird die Perlmutter schale gefischt, Perlen selbst aber finden sich in grösserer Menge mehr nur auf den südlichen Bänken.

Die Qualität der aus dem roten Meere stammenden Perlmutter ist keine erstklassige. Die Muschel ist zwar grösser als die amerikanische und ungefähr gleichwertig wie die Bombayschale. Sie wird aber nicht so hoch bewertet wie die Provenienzen von Singapore und den Philippinen oder gar wie die rauchschwarz schillernde Südseemuschel. Von den Arabern der Rotmeerküste wird sie nur selten, und zwar zum Kopfschmucke, „Schebêka“, der Beduinenmädchen verwendet. Um so häufiger finden wir sie aber als Exporthandelsware auf den Marktplätzen der verschiedenen Küstenstädte. Sie werden dort per „Okka“ und „Kentâr“ oder per „Kôm“ (Haufen) verkauft und kosten je nach der Grösse, der Dicke und dem Glanze

Fr. 1.50—2.50 per „Okka“ oder 4—6 türkische Taler per „Kôm“. Ihr Preis ist seit Mitte der Neuziger Jahre wohl um 15—20 % gefallen. Die Ausfuhr von Perlmutterchalen aus Massaua hat sich im Jahre 1901 noch auf ca. 1 Million Franken beziffert, sie ist dann aber bedeutend zurückgegangen und dürfte gegenwärtig nur noch auf eine halbe Million Franken zu veranschlagen sein. Dagegen hat sich die Ausfuhr über Suakin in den letzten Jahren mehr als verdoppelt. Sie belief sich im Jahre 1904 auf ca. 150,000 Fr.

Der Wert der im roten Meere gefundenen Perlen ist schwer zu schätzen, da ihr Handel unter keiner Kontrolle liegt und die Perlen meist nach Indien verschickt werden. Nach den Schätzungen eines Kaufmannes von Massaua sollen über diesen Hafenplatz allein per Jahr für ca. 2 Millionen Franken Perlen ausgeführt werden. Ihre Fischerei ist aber sehr vom Glücke abhängig, da sich grosse Perlen verhältnismässig selten finden und die kleinen „Perlsamen“ nur einen sehr bescheidenen Wert haben. Man nimmt an, dass unter 300—400 Bilbilmuscheln nur eine Perle gefunden werde, und wenn man dabei in Betracht zieht, dass diese Perlen meist klein sind, und ein Schiff pro Tag nur 500—3000 Muscheln zu fischen imstande ist, so wird man die Rentabilität der Fischerei, so, wie sie heute betrieben wird, nicht allzu hoch einschätzen dürfen. Sie liesse sich aber sehr steigern durch Einführung von Schonzeiten und ein damit in Zusammenhang stehendes rotierendes Fischereisystem, durch Ueberwachung der raubwirtschaftstreibenden Araber, durch die Anlage künstlicher Muschelbänke und sehr wahrscheinlich auch durch die Anwendung von verbesserten Fischereigeräten und operativen Mitteln zur Erzeugung der kostbaren „Nierenperlen“, den Krankheitsprodukten im Innern des Tierkörpers.

S. über Perlenfischerei in einem frühern Artikel dieser Mitteilungen, betitelt „Die Kolonie Eritrea und ihre Besiedelung durch die Italiener“, sowie in meiner letzt erschienenen Arbeit „Der anglo-ägyptische Sudan in seiner wirtschaftlichen Bedeutung“.

